

Der Körper meiner Großmutter

Eva Sichelschmidt

Den Körper meiner Großmutter hat man verbrannt.

Eben saß ich noch neben ihr, in ihrem kleinen Esszimmer, an dem großen Tisch, und versuchte mir einzuprägen, wie sie aussah, um sie nie zu vergessen.

Ihr Gesicht, ihre Bewegungen, ihre Gestalt.

Willst du sie nochmal sehen, dann musst du jetzt kommen.

Ein Zögern. War nicht alles gesagt? Die Frage der Feigheit.

Jemand riet: Fahr! Sonst verzeihst du's dir nie.

Noch im Zug, kurz vor der Ankunft ein Anruf.

Erschrick nicht, wenn du sie siehst.

Ein Geistergesicht: fahle Haut, eingefallene Wangen, hohe Stirn.

Leib und Beine aufgedunsen vom Wasser.

Der Augenaufschlag in Slow Motion.

(Jetzt hab ich gar keinen Kuchen für dich.)

Ein bläulicher Streifen lag quer über ihren Brauen und führte von der Mitte der Stirn über den Nasenrücken – wie der Buchstabe T.

(Erledigt. Ich bin total erledigt.)

Bekleidet mit Bluse und Jäckchen, ordentlich frisiert.

Vor ihr die Tageszeitung. Nicht einmal die Überschriften konnte sie noch lesen. Vom Brustbein abwärts sammelte sich das Wasser. Ihr Bauch prall und unterm Rocksäum, die Knie dick angeschwollen, wie Bälle. Die Unterschenkel, einst gertenschlank, jetzt mächtig und braun bandagiert.

Im Sitzen kämpfte sie gegen den Sekundenschlaf und wohl auch gegen den großen, finalen. Mitten im Satz schlossen sich ihre Augen, das Kinn senkte sich langsam zur Brust.

(Du hättest warten sollen, bis es mir besser...)

Dann wurde der Kopf noch einmal schwerer, es folgte ein Nicken, ein Ruck durchfuhr sie, und sie war wieder wach.

Brust raus, Bauch rein, das war die Devise.

Selbstbeherrschung, in dieser Disziplin war sie unschlagbar.

Den Körper meiner Großmutter habe ich nicht gekannt.

Man kennt die Körper seiner Liebhaber und die der eigenen Kinder. Die Eltern sah man, selbst noch Kind, unbekleidet, doch das Alter verhüllt sich.

Meine Großmutter hielt sich zeitlebens bedeckt.

Erst die Hinfälligkeit an ihrem Lebensende machte sie nackt.

Es blieb ihr nichts übrig, als die Scham abzuwerfen, wie eine unnütze Rüstung.

Nun waren es die Nächsten, die sie versorgten.

Was heißt denn hier pflegen? Man muss mich nicht pflegen. Ich komme allein zurecht!

Warum denn kein Heim? fragten Leute, die sie schlecht kannten.

Die Wohnung, die sie nicht mehr verließ, war zu einem Teil ihres Körpers geworden.

Die Eigenständigkeit trug sie auf ihrem Rücken, wie die Schnecke das Haus.
„Nun kann es jeden Tag so weit sein“, sagte die Palliativschwester – wie die Hebamme damals, beim Warten aufs Kind.

Immer sind es Fremde, die den Anfang und das Ende ankündigen, wie sollte es anders sein.
Geben und Nehmen, Geburt und Tod, ein duales System vom Krankenhauspersonal kontrolliert.

Kinder werden wieder zu Hause geboren, im Kreis der Familie. Doch gestorben wird so einsam wie nie, auf Krankenhausfluren, in Abstellkammern.
Tod? Was war das? Das eigene Ende? Nur nicht dran denken.

Einhundertdrei. Ein biblisches Alter.
Was wollen Sie mehr, fragte der Arzt.
Was ich wollte? Ein Ende in Würde, wie man so sagt.
Wie sollte sie plötzlich sterben? Sie war ja nicht krank.
Wenn sie die Medikamente absetzt, hört ihr Herz auf zu schlagen.
Das klang wie die Lösung.
Die Patientenverfügung unterschrieb sie mit zittriger Hand.
Sie wird doch nicht leiden? Ein Achselzucken als Antwort.
Wir tun, was in unserer Macht steht, sagte der Arzt und hatte es eilig.
Tatkräftig wirkte er nicht und auch nicht mächtig.
Er musste weiter, zu einem Patienten mit Zukunft.
Für das Verweilen vor der Aussichtslosigkeit fehlte die Zeit.

Sterbebegleitung gibt es nicht. Niemand begleitet den Sterbenden.
Das Ticket für die letzte Reise ist nur gültig für eine Person.

Die Nächsten sorgten für sie, ließen sie nicht aus den Augen, schliefen im Nachbarzimmer, bereiteten ihr das Essen, achteten darauf, dass sie ausreichend trank, halfen im Bad, beim Anziehen, Zubettgehen.
Mehr war es nicht und doch anstrengender als geglaubt.
Despotisch forderte sie Anwesenheit ein.
(Wo seid ihr denn? Sind schon wieder alle fort? Lasst mich doch nicht ständig allein!)

Den Körper meiner Großmutter pflegen, das wollte ich nicht.

Ich kümmere mich um dich, wenn es so weit ist, mach dir keine Sorgen, hatte ich einmal gesagt. Beruhigend hatte das geklungen, wohl vor allem für mich.
Das uneingelöste Versprechen wurde zum Bumerang, der den Schlaf traf. Die Wirklichkeit war härter als gedacht, und ich viel zu weich.
Ich hatte keine Ähnlichkeit mit dem Menschen, der ich gerne gewesen wäre, wohl vor allem für sie.

Im dunklen Flur der Wohnung sprachen wir über das nahende Ende.
Sprachen beiseite, senkten Blick und Stimme.
Warum flüsterten wir? Großmutter war taub.
Hinter ihrem Rücken: Hat sie gegessen? Wie war die Nacht? Ist sie unruhig gewesen?

Fragen an die Wöchnerin, das Neugeborene betreffend.

Fragen wie ein Verrat.

Ich blieb nur zwei Tage. Es waren die längsten.

Bei ihr sitzen sollte ich, mehr war für mich nicht zu tun. Doch kaum gab es etwas zu besorgen, rannte ich los. Nichts wie raus aus der überheizten Wohnung, aus der Schockstarre des Mitleids. Draußen weckte der Eiswind die sedierte Gefühle.

Von der Rathausstraße über die Bahnhofstraße zum Postplatz. Wie im Monopolspiel der Kindheit.

Wieviele Runden hatte ich über dieses Feld gedreht?

Nur noch einmal über Los, dann war es vorbei.

Auf der Straße wichen die Leute mir aus, blieben stehen, schauten mir nach. Eine Attraktion.

Nie sah man hier jemanden öffentlich weinen.

Man kann nur den Körper versorgen, nicht die Seele, die unsterbliche, was immer das ist.

Eine Erkenntnis, die alle Gefühle erstickt. Was mir recht war, ich wollte sie loswerden, um sie kurz darauf nur noch mehr zu vermissen.

Den nahenden Tod spürte sie, doch das Sterben interessierte sie wenig. Die gelebte Zeit gab die Angst vor dem Tod nicht mehr her.

(Angst, wovor? Ich hab keine Angst.)

In den wachen Stunden organisierte sie die Abwicklung ihres Lebens. Dabei schweifte ihr Blick über die Teppiche und die Gemälde.

(Am liebsten würde ich alles schon einmal selbst in Kisten packen.)

Nehmt das mit, forderte sie jeden auf, dem eine Lampe oder eine der Vasen gefiel.

(Was soll nur aus all den Sachen werden?)

War die Verwaltung ihrer Habe jetzt wirklich ihre größte Sorge?

Manchmal verzerrte Verzweiflung ihre brüchige Stimme.

Schreie, wie misslungene Ausbruchsversuche aus einer unzumutbaren Lage. Panik, die sich übertrug.

Reg dich nicht auf. Den Kram pack ich dir in zwei Stunden zusammen, sagte ich laut. Doch zu leise, um gehört zu werden.

Die Hilflosigkeit machte mich wütend. Sterben ist eine verdammt einsame Sache.

Der Aggression folgte die Scham.

Alles wie früher – die Reflexe waren dieselben, nur wir waren nicht mehr die gleichen.

Sei lieb zu ihr, diese letzten paar Stunden, ist das denn so schwer?

Wir liebten uns doch.

Wir regeln das, wenn es so weit ist. Das ist doch alles nicht wichtig. Meine Worte drangen nicht zu ihr durch. Vielleicht wollte sie mich nicht mehr hören.

Kräftezehrend war dieses Reden ins Nichts, ermüdend wie ihre Monologe, die um Nichtigkeiten kreisten und nach Vorwürfen klangen, wie immer.

(Warum antwortest du nicht? Was ist denn hier los?
Du könntest mir ruhig mal was erzählen.
Irgendwie blass siehst du aus, gar nicht gut.
Hast du wieder zu wenig geschlafen?)

Die Polster zerschlissen, kein Möbelstück von Wert.
(Nun sagt doch mal, wer davon was will. Ihr sollt euch später nicht streiten.)
An der Wand ein Ölbild. Venedig, San Giorgio, von der Piazza San Marco gesehen.
Gondeln, Türme, im Vordergrund ein bellendes Hündchen, die Lagune in schlammigem Braun.
(Das hat dir doch immer so gut gefallen.)
Ganze zweiundachtzig Jahre hatte es an derselben Stelle im Wohnzimmer der Mietwohnung gehangen. Auch das Mobiliar, Großmutter's Mitgift, war in dieser Zeit nie verrückt worden.
Die Aussteuer hatte sie mit in die Ehe gebracht, so wie der Ehemann seinen Doktor der Medizin.

Wie auf dem Bild von Venedig war hier alles immer an seinem Ort gewesen, schon als sie mich aufnahmen, die Großeltern den Säugling. Nach dem Tod ihrer jüngsten Tochter liebte man ihnen ein neues Kind.
Doch nach sieben Jahren kam der Vater und holte es sich zurück.
Die Einschulung rief und wohl auch sein Gewissen.
Niemand sollte sagen können, er habe sich nicht gekümmert.

Warum wir dich gehen lassen? Was hätten wir denn tun sollen? Du gehörtest uns nicht.

Jetzt waren die Großmutter und ihre Wohnung im Begriff zu verschwinden, so wie Venedig, nur etwas früher.
Nein, von dem was ich jetzt schon vermisste, konnte ich nichts mitnehmen.
Nicht die Gespenster hinter der geblühten Tapete, das Knarzen der Dielen, den Geruch der welligen Auslegware, der Möbelpolitur, von Wäschestärke und Großmutter's Nachtcreme der Marke Lancaster.
Nicht das Dröhnen der Wasserspülung, das Rauschen des Spülkastens mit der Kette hoch oben über dem Klo, Lokus genannt.
Und erst recht nicht die friedlichen Träume, die mich als Heimkehrerin zu den Großeltern im Kajütenbett meiner Kindheit immer in Sicherheit wiegten.

Früher, damals, so war das immer gewesen... Die Zeitformen wurden jetzt wie Zähne entfernt. Ohne Betäubung, mit blutiger Wurzel.

Die Möbel wollte keiner und ich nicht den Schmuck. Ich nahm nur den Morgenmantel aus der Kommode.
Lila Frottee, wie neu.
In der ersten Schublade lag er, gleich obenauf. Gekauft hatte sie ihn vor einem halben Jahrhundert, und dann gleich zweimal. Einen für sich und einen für die Tochter, den sie ihr ins Krankenhaus schickte. In diesem Mantel legte man meine Mutter in den Sarg, der in der Erde verschwand. Ihren Körper verbrannte man nicht.

Dieser Mantel und meine Mutter sind längst Staub, oder sagen wir Moder.

Die Großmutter überlebte ihre Tochter und ich meine Mutter.
Nur der Morgenmantel, den ich in den Händen hielt, überdauerte die fünfzig Jahre ganz ohne Schaden.

(Ich bin ausgetrocknet. Nicht einmal Tränen habe ich noch.)

Tapfer war sie, radikal unsentimental.
Umarmungen wehrte sie jetzt ab.
(Lass das mal lieber.)

Ihre Gefühle verabschiedeten sich. Ein Teil von ihr war schon seit Langem verreist.
Der Zug rollte, und auf dem Bahnsteig winkten schon die Hinterbliebenen der Zukunft.

(Was wollen wir essen?)

Essen, essen immer nur essen. Alles drehte sich nur darum.
Was sollen wir essen? Was einkaufen und wann? Wird es auch schmecken, für alle reichen?
Ist der Auflauf nicht kalt, die Suppe zu fade, braucht jemand Salz oder Pfeffer?
Essen als Ordnung. Essen als Terror. Frühstück, einkaufen, kochen in Windeseile. Den Tisch decken und dann wieder essen – rasch, wie Mähdrescher. Abräumen, abwaschen, darauf der Gang zum Konditor: Zitronenrolle, Herrentorte, oder Frankfurter Kranz?
Nur keine Plunderteilchen, die sind immer so trocken, die kleben am Gaumen. Schon war es wieder Zeit für die Schnittchen zum Abendessen.

(Ach, ich hab keinen Hunger.)

Als es dunkel wurde und sie das Licht anstellten, funkelte ihr Verstand wieder so hell wie die geschliffenen Kristalle am Kronleuchter unter der Decke.

(Mach doch einen Champagner auf. Oder hast du keine Lust?)

Ohne Gehör sprach sie ins Leere. Mit leerem Blick forschte sie nach Aufmerksamkeit.

(Ach, es ist schlimm, dass man sich nicht in Luft auflösen kann. Dass man wie Müll entsorgt werden muss. Fremde Männer werden mich anfassen, waschen und anziehen. Das ist mir peinlich.)

Kaum hatte sie das ausgesprochen, sah ich die Szene schon vor mir.

Dann flog ihr ein Lächeln zu.

(Was für ein Unsinn!)

Die verkrümmte Hand tastend an der Stirn.

(Das kann mir doch egal sein. Was dann noch daliegt, das bin nicht mehr ich. Komm, lies mir das Brückenrätsel vor.)

Was passt zwischen Herzens und Bild? Ach natürlich, der Wunsch. Ihre Antwort kam wie aus der Pistole geschossen, wie sie gern sagte.

(Herrje, das war viel zu leicht. Willst du wirklich nichts trinken? Die Flasche steht kalt.)

Den Champagner trank ich allein. Sie nippte nur noch einmal am Glas, das sie unter dem Tisch versteckte, als die Schwester kam. Niemand sollte denken, sie würde trinken.
(Dass diese Leute einen Schlüssel zu meiner Wohnung haben, daran gewöhne ich mich nie.)

Wir blätterten in den Alben, betrachteten alte Fotos.
(Warum ist man nur so kurz jung und so unheimlich lange alt?)
Ein Seitenblick auf mich und wieder dieses unergründliche Lächeln.
Du hast auch schon mal bessere Zeiten gesehen, konnte das heißen.
Einbildung vielleicht, oder auch nicht.

(Kannst du mir nicht etwas geben? Eine Tablette, die es beendet, die hätte ich gern.)

Über das Sterben redete sie ohne Scheu, seit sie mit siebzig auf einem Auge erblindet war. Damals war sie Mitglied in einer Gesellschaft für Sterbehilfe geworden. Blind, lahm oder taub, so lohnt sich Leben nicht mehr, sagte sie, als hätte sie damals schon gewusst, wie alles kommen würde.

Auf dem Dachboden der braune Pappkarton mit der Ausrüstung.
Ein Versandpaket mit den tödlichen Pillen, einer Anleitung und der Haube, die über den Kopf gestülpt werden musste.
Du darfst niemandem etwas davon erzählen. Versprich's!
Die Tabletten waren längst zerbröselt, der Verein war aufgelöst und die Kiste vergessen, nicht aber das Thema.

Wie muss man es anstellen, hatte sie mich später einmal gefragt.
Was, Heroin? Du hast gut reden. Wo bekomme ich das denn her?
Sie sah sich schon in den Bahnhofsvierteln nach Dealern Ausschau halten und musste lachen.
Bei meinem Glück lande ich am Ende doch nur auf der Wache.

(Ach, ich bin es so leid.)

Aber es leid sein und sterben zu wollen, das war nicht das gleiche.
Ein Kitt aus Disziplin und einem Rest von Lebensfreude hielt sie fest auf der Erde.
Wie gut es doch die gläubigen Menschen haben, für die gibt es die Vorfreude aufs Paradies.

Sie solle sich ins Bett legen, hatte die Schwester gesagt, dann komme der Tod von allein.

Ein Wetterleuchten aus widerstrebenden Gefühlen beschleunigte meinen Wunsch nach einem Donner mit dem erlösenden Blitz.
Und dann auch wieder nicht. Bleib hier, ich brauche dich doch noch.

Mitleid abwechselnd mit Bewunderung für ihre Haltung.
(Von Mitleid kann ich mir nichts kaufen.)
Angstattacken, wenn ich sah, wie sie kämpfte.

Könnte ich dir den Schmerz abnehmen, ich täte es sofort.
Wie oft hatte sie das gesagt, wenn ich mich als Kind unter Ohrenscherzen wand.
Kein Zweifel, für mich hätte sie sich geopfert.

Ich konnte ihr die Last nicht abnehmen, das vermochten nur die Medikamente. Doch die hätten sie ihre Geistesgegenwart gekostet. Ein Preis, den sie nicht bereit war zu zahlen.

Meine Phänomene nannte sie die Halluzinationen, meine Attraktionen.

(Nein, ich fürchte mich nicht, aber es nervt. Erzähl bloß nichts dem Arzt, der hält mich sonst noch für plemplem.)

An das Delirium im Krankenhaus, vor einem Jahr, erinnerte sie sich wie an einen Spielfilm. Als einen bösen Traum schilderte sie diesen Wahn.

(Das machten die Mittel)

Doch während der Traum mit dem Erwachen endete, begann das Delir jeden Morgen von Neuem. Hatte sie sie schon das Totenreich gesehen? Sie war gerufen worden. Was sonst?

Das war's wohl mit ihr, hatten die Ärzte damals gesagt.

Zehn Tage später sandte sie uns eine Sprachnachricht:

Ich bin wieder da.

Sie muss loslassen, sagte die Schwester.

Aber Aufgeben hatte sie nicht gelernt. Den Kampf gegen sich selbst und gegen die Zeit führte sie so lange, bis der Schmerz sie bezwang.

Die offenen Beine, Valium, Morphinum, dann erst war sie so weit.

Sie legte sich hin wie ein Tier in der Steppe, wie das alte Pferd auf der Weide.

Sie ist tot, ich weiß es. Nur glauben kann ich es nicht.

Ich bin hier und sie ist nicht da. So war es schon lange, wir wohnten weit voneinander entfernt. Im Handy unter Kontakte ihr Name. Im Posteingang ihre letzte Mail:

„...ich danke Dir für die delikatsten „Fläschchen“, der Wein kommt an Silvester zur rechten Zeit.“

Den Körper meiner Großmutter kann ich sehen. Wenn auch nur noch in Teilen, die ich zusammensetze wie einen zersprungenen Teller.

Der Geist, der mich begleitet, bis auch ich einer werde: Er soll Gestalt haben, nicht bloß Kontur.

Ich sehe ihre Hände, die mir das Essen kochten, die mich hielten als ich klein war, mich streichelten, wenn auch nur selten.

Ich kann sie spüren. Weich und gleichzeitig stark nehmen sie mich an die Hand und führen mich über die Straße.

Wie ein Schraubstock umschließen sie meinen Oberarm:

„Was hast du getan? Hand aufs Herz! Raus mit der Sprache!“

Den Schlag auf den Hintern, den sie mir gab, den einzigen, vergesse ich nie.

Als wir das letzte Mal nebeneinandersaßen, legte sie ihre Hand auf meinen Arm.

Ach, ich mache mir Sorgen um dich.

Hände, die wussten, was zu tun war, und zu tun war immer etwas.

Hände, die keinen Zweifel kannten, nur perfekte Routine.
Die zwei Töchter aufzogen, vier Enkelkinder, neun Urenkel. Füttern und Wickeln, zack-zack.
Hände, die zärtlicher wurden je weniger sie verrichten konnten.
Für mich die verlässlichsten Hände der Welt.
Die Hände meiner Tante waren ihnen ähnlich, die meiner Mutter wohl auch, das zeigen die Fotos.

Im Schrank fand sich noch der Aufsatz des BDM-Mädchens:
„Adolf Hitler unsere Zukunft“. Den las sie uns eines Tages fassungslos vor.
Was für einen sträflichen Unsinn man damals schrieb. Mit sechzehn war man doch noch ein Kind, hatte überhaupt keine Ahnung.
Die Schrift noch von Sütterlin geprägt, steile Aufstriche, exakte Bögen.
Ihre Handschrift änderte sich mit den Jahren kaum. Ihre Ansichten wandelten sich ständig.
Sie war stets gut informiert, wurde Jahr um Jahr toleranter. Sie ging mit der Zeit.

Erinnerung lebte für sie nur in den Lebenden fort.
Wen interessierte die Vergangenheit? Sie schon mal nicht.

*Warum schreibst du das alles auf? Wer will von dieser Familie lesen?
Die Obsthändlerin an der Ecke hat auch ein Buch geschrieben.
Wie seltsam, heute schreibt fast jeder Romane.*

Ihre Hände waren jetzt von der Arthrose entstellt. Jeder Finger eine Rialtobrücke.
Greifen konnten sie nichts mehr.
Hände, die sie brüskierten, wenn ihnen die Gabel entglitt, der Henkel der Tasse.
Tee mit Rum aus der Schnabeltasse? Nun ja, es war ein Versuch.

(Zu nichts bin ich mehr nütze. Was soll ich denn noch hier?)

Mit der eiskalten Hand versuchte sie der Urenkelin Geld zuzustecken.
Mit der warmen Hand geben, so hatte sie das früher genannt.

Ich sehe ihre Beine. Die schmalen Fesseln und die wohlgeformten Waden.
Treppauf, treppab, immer unterwegs zwischen Arztpraxis und Haushalt. Ohne
Berufsausbildung und doch immer zu Diensten. In Bewegung, solange es ging, und es ging
eine Menge, auch noch mit Hundert. Von nichts besaß sie mehr als von Zeit, doch die war
nicht zu verschenken. Sich die Beine in den Bauch stehen kam gar nicht in Frage.
Wer sie warten ließ, verlor ihre Gunst.

Die Beine der Großmutter sind tadellos, hatte es früher geheißen. Selbst im Hochsommer
trug sie noch hautfarbene Perlonstrümpfe. Nackte Waden gehörten der Jugend.

Als die Pumpkraft des Herzens nachließ, erhöhte es die Schläge, und das Wasser
verwandelte die Beine in dorische Säulen.
„Tut das weh?“ Allein der Anblick war Schmerz.
(Nein, eigentlich nicht.)

Ich sehe ihre blassgrauen Augen, auch in ihnen stand jetzt das Wasser.

Wenn sie sich öffneten, blickte sie überrascht – ich, immer noch hier?

Was ist das für eine Krankheit, fragte sie, als sie wieder mal aus einem Kurzschlaf erwachte.
„Ich glaube, du bist einfach alt.“

Da lachte sie und warf kokett den Kopf in den Nacken.

(So? Bin ich das? Das hab ich ja noch gar nicht gewusst.)

Da war ich wieder überwältigt von einer Begeisterung für sie, die ewige Grande Dame.

Dann schlossen sich wieder die Augen, die so viele hatten gehen sehen. Die Gefährten der Lebenszeit. Mutter und Vater, die Töchter, den Ehemann, die Schwiegersöhne, die Freunde, alle waren sie fort.

Wie aufgepumpt quollen jetzt die Füße aus den Pantoffeln.

Ich fürchtete mich vor dem ansteigenden Wasser, dem Vorboten der Sturmflut.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis der Deich brach.

Ersticken. Hatte da jemand was von Ersticken gesagt?

Vor ihrem Sessel eine Pfütze.

„Ich komme, aber ich wechsle keine Windeln“, hatte ich mich sagen hören.

Wozu die Härte? Niemand hätte mich darum gebeten.

Erinnerung an einen Kampf im Bad, den wir gleichzeitig aufgaben, wir beide heulend.

Der Fleck ist das Wasser, sagte die Schwester beim Wechseln der nassen Verbände:

Die Haut ist aufgeplatzt.

Ihre Haut, immer sorgsam gepflegt, jetzt war sie so dünn, durchsichtig, wie morsches Butterbrot Papier. Ein kleiner Stoß oder eine falsche Berührung genügten und auf ihren Unterarmen und Händen blühten violette Veilchen.

Auf ihren schmalen Lippen lag noch ein Hauch von Perlmutterrosa — und von dem Spott, den ich gefürchtet hatte, mein Leben lang.

Ich betrachtete ihr klassisches Profil, die gerade Nase, die größer wurde Jahr für Jahr, wie auch ihre Ohren. Über die kämmte sie das Haar, immer schon, auch als es noch keine Hörgeräte zu kaschieren galt. Dieses feine Haar, filigran aufgebauscht. Ein Gewirk aus Toupierung und Haarspray.

Ich schließe die Augen und höre ihre Stimme, die mit der Zeit rauer wurde. Die altertümliche Sprache, das längst verschüttete Vokabular. Sätze, gesprochen mit der Betonung einer Ufa-Diva.

(Wir hatten es doch immer schön miteinander. In all der Zeit, in den ganzen neunundvierzig Jahren, nicht wahr?)

Sie sah, wie ich stutzte.

Der Rechenfehler. Ich war doch schon fünfzig.

(Du kamst doch erst mit zehn Monaten zu uns.)

Da war sie wieder, die Perfektionistin. Exakt bis zum Letzten.

Ja, wir hatten es schön.

Dann der Abschied, mein Zugticket bestimmte die Uhrzeit.
Wie steif sie sich machte, als ich im Stehen noch einmal eine Umarmung versuchte.
Mein letzter Kuss auf die Wange einer Wachsfigur.
Einmal noch der Griff nach ihren leblosen Händen.
Fast war er schon fort, dieser Körper.

(Dann bis bald. Ach was, wir werden uns ja gar nicht mehr sehen. Schade, aber einmal muss es wohl sein.)

Ich vergaß das Gepäck, flüchtete aus dem Haus und rannte zum Bahnhof.

Bei jedem Telefonklingeln danach die Erwartung der Nachricht.
In den Träumen die Retrospektive, zurück im Zeitkanal in Richtung des Nichts.

Kaum war ich gegangen, legte sie sich ins Bett.
Sie starb in meinem Kinderzimmer, unter dem Glasaugenblick der staubigen Puppen.
Das Krankenhausbett hatte man vor das Regal mit dem alten Spielzeug geschoben. In ihrem Schleiflackschlafzimmer war kein Platz für das geriatrische Möbel gewesen und wohl auch keiner fürs Sterben.

In ihren letzten Stunden saßen sie an ihrem Bett. Sie hielten ihre Hände, streichelten sie und sprachen mit ihr, bis sie einatmete und dann nicht mehr aus.

Mit diesem Tod endet eine Ära, soll der Notarzt gesagt haben, beim Ausstellen des Totenscheins.

Eine Nacht noch lag ihr Körper im Kinderzimmer, dann brachte man sie fort.
Beim Transport durch die Wohnung, hinaus auf die Straße, klingelte in der Hosentasche von einem der Leichenträger das Handy, klingelte immerfort.

Den Körper meiner Großmutter gibt es nicht mehr.

Ich weiß, sie hätte gern noch weitergemacht. Sie wollte nicht gehen. Als könnte man noch im Alter von hundertdrei Jahren etwas verpassen.
Ihre letzten Worte setzten sie auf die Todesanzeige.

(Es war schön und jetzt ist es vorbei.)

